

druckt, die Censur hat viel gestrichen und geändert. Daher mögen solche Verse kommen, die wirklich aussehen, als ob sie mehr vom Intendanten wären:

„Gib acht, dass dir der Witz nicht kommt abhanden“ —
 „Im Grund genommen, wirkt das alles gleich“ —
 „Erhebt du dich? das ist ganz in der Ordnung“ —
 „Es heißt verziehen sich vor dem Gewitter“.

Es ist schon gesagt worden, dass mir diese Charis keine Hetäre und, weil sie sentimental wird, ungriechisch scheint. Aber es könnte doch sein, dass uns der Autor im Ganzen das Griechische bringt, das wir suchen, und jene neue Begierde stillt. Er lässt uns in der That in den edlen Zauber der griechischen Welt sehen, die wir aus dem Gymnasium gewohnt sind. Es ist das Griechisch der ersten, strengen, so befonnenen Linien, das die Deutschen von Winkeln gelernt haben, ein ruhendes, unbewegliches, plastisches Griechisch. Aber seitdem haben wir andere Laute der Griechen vernommen. Niessche hat sie uns im Taumel der Verzückungen gezeigt, des wilden Gottes voll, dem Thiere nah, selbstvergessen, in seltsamen Rasereien, dampfend von betäubter Luft. Werden wir uns bei diesem dithyrambischen Griechisch beruhigen? Der taumelnde Dionysos kann uns nicht führen, wir sinken mit ihm auf die Stufen vor dem Apoll. Nein, es ist nicht mehr der gelassene Apoll, im stillen Hain bei den lauschenden Musen, der uns lockt, indem er zur Feier seine bethörend weisen Worte spricht. Nein, es ist auch nicht der schwärmende Dionys, der jauchzend durch die Wälder lärmt. Sondern wir denken uns, dass dieser Trunkene, in der königlichen Luft der Trauben taumelnd, von den lüsternden Gewalten seines Leibes bestürzt, auf grinsende, ächzende Faune gestützt, nun den lächelnden, abwehrenden Apoll bei der kalten Hand nimmt und so, magnetisch, seine verzerrte Leidenschaft, die schwankt, in das ruhige Blut des stillen Gottes rinnt, der immer noch aufrecht ist und immer noch lächelt. Von seinen spröden Lippen möchten wir das wilde Glück anhören, das uns der schwere Dionys, dem schon das Haupt auf der Brust liegt, lallend nicht mehr sagen kann. Trunken möchten wir und doch dabei hell sein; die dumpfen Ahnungen des Rausches möchten wir wie reine Bilder eines Traumes betrachten dürfen. Dem Dichter, der uns dieses Griechisch bringt, so ungeheuer instinctiv und doch aufs ruhigste bewußt zugleich, dem werden wir Rosen streuen und Eoös rufen.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Mit der Herausgabe der „Mittheilungen“ von denen kürzlich das dritte Heft des zweiten Jahrganges erschienen ist, hat das Finanzministerium eine sehr dankenswerte Arbeit übernommen. Der statistische Theil ist reichhaltig und vielseitig, die Tabellen sind übersichtlich angeordnet und nicht zum mindesten auch wegen des guten Drucks und Papiers sehr klar und verwirren den Leser nicht durch den Wust gedrängter Zifferncolumnen. Auch der Inhalt ist sehr interessant, z. B. die Capitel über die Hypothekar-Convertierungen, die Gebühren von Verlassenschaften, die Verzehrungssteuern und vieles andere bieten eine Fülle social- und finanzpolitischen Materials und es ist nur zu wünschen, dass diese Arbeiten möglichst alle Jahre ergänzt und à jour gehalten werden. Das letzterhandene Heft dagegen wird vielfach dieser Hefte ähnlich, diese parlamentarischen Berichte ganz wegzulassen und vieles andere bieten eine Fülle social- und finanzpolitischen Materials und es ist nur zu wünschen, dass diese Arbeiten möglichst alle Jahre ergänzt und à jour gehalten werden. Das letzterhandene Heft dagegen wird vielfach dieser Hefte ähnlich, diese parlamentarischen Berichte ganz wegzulassen und vieles andere bieten eine Fülle social- und finanzpolitischen Materials und es ist nur zu wünschen, dass diese Arbeiten möglichst alle Jahre ergänzt und à jour gehalten werden. Das letzterhandene Heft dagegen wird vielfach dieser Hefte ähnlich, diese parlamentarischen Berichte ganz wegzulassen und vieles andere bieten eine Fülle social- und finanzpolitischen Materials und es ist nur zu wünschen, dass diese Arbeiten möglichst alle Jahre ergänzt und à jour gehalten werden.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Berlin. Lessingtheater „Das Einmaleins“ von Oscar Bumenthal. Berliner Theater „Der Vetter“ von Benedix. Residenztheater „Ninette im Schnee“ von Gustav Klettscher. Neues Theater „Juana“ von Alejandro Lanza. „Eine Reisebekanntschaft“ von Willner und Berté. Paris. Porte Saint-Martin „Jacques Callot“ von Henri Cain und Adenis.

Im Burgtheater hat Herr Treßler debütiert. Er ist hübsch, behende und nicht ohne Grazie, spricht gut und drängt sich nicht vor. Er erinnert ein bisschen an Hübner, ein bisschen an Thimig. Das Publicum ist schon lange mit keinem Debutanten so herzlich gewesen. Es gab sich ihm schon in der zweiten Scene gefangen.

Edel und rein hat Fräulein Bleibtreu jetzt die Arria gespielt, so schlicht und innig, dass diese dumme Figur eines Plutarch mißverstehenden Gymnasiasten fast lebendig wurde, und mit Accenten von einer tragischen Kraft, die in dem ruhigen Mädchen selbst die Freunde nicht vermuthen konnten.

Die Sandrock darf die Messalina zu ihren besten Rollen zählen. Nie ist sie einfacher, nie gewaltiger gewesen. Wenn sie kommt, tritt das brutale Stück weg und wir glauben in einer Tragödie zu leben: so menschlich und so groß sind jede Geste, jede Miene, jeder Blick. Wittig spricht. Herr Sonnenthal den Paetus; mit Anstand schließen sich die Herren Sinnig, Hofmeister und Engels an.

Im Deutschen Volkstheater hat ein neuer Komiker, Herr Bülker, debütiert. An Verstand und Routine scheint es ihm nicht zu fehlen; Nuancen von Haase und Engels verwendet er geschickt. Eine komische Kraft hat er noch nicht gezeigt. Auch „macht“ er ein bisschen viel, schießt ins Parterre und verschmäht Mäzchen nicht. Kann er etwas, so lasse er sich endlich in einer neuen Rolle sehen, die er niemandem nachspielt, sondern aus sich selbst holen muß.

H. B.

Bücher.

Karl Immermann. Eine Gedächtnisschrift zum 100. Geburtstage des Dichters. Mit Beiträgen von R. Fellner, S. Geffken, D. H. Geffken, R. M. Meyer und Fr. Schultzeß. Mit einem Porträt Immermanns in Photogravure und einer Lichtdrucktafel. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1896. 8°. VI., 220 S. 6 Mk.

Wer nennt den Namen Immermann, ohne zugleich bedauernd oder strafend, den Dichter oder sein Volk anklagend, hinzuzufügen, dass nur der „Oberhof“, die kleinere Hälfte eines seiner größeren Werke, im Gedächtnis der Nachwelt fortlebe? Der preisgekrönte Goethe-Biograph R. M. Meyer legt solchen Klagen und Anklagen ein Paroli durch den beherzigenswerten Hinweis, dass Immermann das Los, für die Nachwelt Verfasser nur eines Buches zu sein, mit Cervantes, mit Oliver Goldsmith, mit Abbé Prévost theilt. In solcher Gesellschaft kann Immermann füglich der empor sich schraubenden Ohnmacht federfertiger Säcular-Panegyriken entziehen. Umso würdiger ist seiner das sympathisch anmuthende Buch, das Otto Heinrich und Johannes Geffken zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages gestiftet haben. Tiefstimmiges Verständnis, auf jahrelangen Studien ruhende Kenntniss, aufrichtige, die schwachen Seiten des Dichters nicht ängstlich verhüllende Hochschätzung zeigt sich auf jeder Seite. Oder sollte ein Splitterrichter an D. H. Geffkens Studie über den Patrioten Immermann eine unberechtigte Rettung eines eigenwilligen, die ausgefahrene Straße meidenden Patriotismus aufspüren wollen? Wir stehen heute jener Epoche ferne genug, um bei Immermanns Streite mit den Hallenser Teutonen zu entscheiden, auf welcher Seite Recht und auf welcher Unrecht zu suchen ist. R. M. Meyers Studie über das in komischer Grandezza einherstolzende „Tullsfünftgen“ setzt gleich mit einem langen, Immermann vorgehaltenen Sündenregister ein und darf umso eher Anspruch erheben, dass die dem Dichter im weiteren Laufe des Aufsatzes gezollte Bewunderung unbestochener Kritik entkeime. Geistreich und belesen führt Meyer zur Interpretation jenes Gedichtes ein reiches Material zusammen, aus dem wir einen tiefen Einblick in die Persönlichkeit des Schöpfers bekommen. Freilich scheint Meyer hier und da allzuweit abzuschweifen, allzu fernes heranzuholen. So sympathisch jede innigere Verknüpfung neuerer und älterer Kunst uns ist, Meyer schreitet doch von Immermann gelegentlich so rasch zu Baudelaire und Klinger, zu Villiers del'Isle Adam und Whittier vor. Wichtiges, Näherliegendes hätte bessere Beachtung verdient! Fr. Schultzeß führt uns in belehrender Wanderung durch den Zeitroman der „Epigonen“; kundig und vorsichtig zugleich zeigt und deutet er uns die Porträte, die Immermann seiner dem Wilhelm Meister nachempfundenen Dichtung beigelegt hat. Reiches, aber in seiner jetzigen Form nur dem Gelehrten willkommenes Material zur Entstehungsgeschichte des Münchhausen wird von Joh. Geffken abgedruckt; ein Einblick in mühsam sorgfältige Werkstättearbeit. Umso lieber wird man Fellners Charakteristik des Dramatikers Immermann lesen. Die Resultate seines dickleibigen Buches über Immermanns Dittelsdorfer Musterbühne kommen in knapper, handlicher Form zur Darstellung, gestützt und vermehrt durch mannigfache, nachgeworbene, dramaturgische Erfahrung. Fellner geht auf jüngere Wiederbelebungen der Shakespearebilder ein, insbesondere auf seine eigenen, allerjüngsten, im Deutschen Volkstheater angestellten Versuche. Nicht nur der Literaturhistoriker, auch der Dramaturg und der Theaterkritiker wird sich aus Fellners übersichtlicher und klarer Darstellung gern Anregungen holen. Den Reigen der Aufsätze beschließt ein liebliches Bild von Immermanns Frau, Marianne, dem Modelle der Lisbeth des Oberhofes. „Sie war ein inniger, starker, gewaltiger Mensch.“ So schließt Johannes Geffken sein aus eigener Anschauung geschöpftes Urtheil ab.

D. F. W.

H. Wunderlich: „Zur Sprache des neuesten deutschen Schauspiels.“ II. (Separatabdruck aus d. „Neuen Heidelberg. Jahrb.“)

Das Princip der Sparsamkeit und das entgegengesetzte der Verschwendung werden in einer Reihe von Beispielen durch eine Anzahl von Dramen besonders Hauptmanns und Halbes verfolgt, wobei auf parallele Erscheinungen z. B. in „Göz“ und „Cabale und Liebe“ manches Licht fällt. Auch die Umgangssprache wird herangezogen: strebt doch gerade das neueste Drama ihre Abpiegelung an. So wird (Seite 123) die Aengstlichkeit, mit der man vielfach zur Zeit der Cholera-Epidemie den Namen der Krankheit vermeidet, zur Erklärung gewisser Euphemismen herangezogen. Ueberhaupt geht W. überall auf psychologische Motivierung aus und vermeidet die äußerliche Classification, die solchen Betrachtungen oft tödtlich wird; er sucht zu verstehen, auch wo er mißbilligt, wenn die Wustmänner nur tadeln und schelten wollen.

R. M. M.

Wilhelm Weigand: „Der zwiefache Cross.“ Erzählungen. Verlag von Hermann Luchsch. München 1896.

Die zweite Novelle dieser Sammlung „Ein Fragment“ ist zuerst in der „Zeit“ erschienen. Während uns hier die Anmuth und Wärme der auftretenden Personen wohlthut, die tiefe Melancholie der Handlung erschüttert,